

XIII.

Der Grosse Wasserfall in der Kohlbach.

Von Dr. Viktor Emericzy.

(Mit einer Photographie).

1. Wie sanft schläft sich's im Schutze der reizenden „Alpenfee“, dem freundlichen Fremdenhause des traulichen Tátraheims, Schmecks genannt. — Munter und frühzeitig wie ein Waldvögelein erwacht man in der „Alpenfee“ und gleich dem Waldvögelein ist man im Nu mit der Morgentoilette fertig und zum „Ausfluge“ bereit.

Ich trat auf den freien Platz vor der „Alpenfee“ heraus. Mit rosigem Lichte übergossen lag die Welt da, doch ausser mir und der plätschernden Nixe des Springbrunnens auf besagtem Platze war kein lebendes Wesen zu entdecken, das in jenem Lichte athmend sich hätte freuen können. Alle die vielängigen Märchenwesen aus dem Geschlechte meiner „Alpenfee“ stehen und liegen noch im tiefsten Schlafe befangen da, ihre zahlreichen Augenlider — im Inventar der Badeanstalt unter der Rubrik: „Fenstervorhänge“ verzeichnet — sind allesammt noch fest geschlossen. Und wie die nominellen Zauberwesen, schlafen auch alle ihre Schutzbefohlenen den Schlaf der Frommen und Gerechten. — Von Herzen sei er ihnen gegönnt! Denn wie einerseits das herrliche Wetter, begünstigt ihr Schlaf andererseits mein vor aller Welt geheim gehaltenes Vorhaben, heute so recht allein dem erklärten Liebling aller Schmecks- und Tátrabesucher, dem Grossen Wasserfall im vereinigten Kohlbach-Thale eine Morgenvisite abzustatten, um seinen bestrickenden Zauber voll und ungestört auf mich wirken zu lassen.

Schnell entschlossen kehrte ich also nach kurzem Rundblick den schimmernden Reizen Aurorens, wie denen der fortschwatzenden Wassernixe den Rücken und bald nahm mich die schweigsame Pracht des Fichtenwaldes auf. Über dem Innern des Waldes lagerte noch das Dunkel der Nacht, aber sichtlich wie zum Abzuge rüstend. Veilchenblaue Dämmerung erfüllte die weihrauchduftenden Hallen. In Bälde stiehlt sich hie und da ein dünner, wagrechter Strahl der eben aufgehenden Sonne zwischen den dichtgedrängten Schäften der Bäume hindurch und fällt im dunklen Hintergrund senkrecht auf einen ihm den Weg verstellenden Fichtenstamm. Wie rothglühende Grubenlampen erstrahlen die von der Morgensonne getroffenen Stellen: es ist, als hätten die Bergmännlein, von der zu plötzlich hereinbrechenden Morgenluft verscheucht, ihre Laternchen an den betreffenden Bäumen zurückgelassen.

Der Weg in die Kohlbach, mässig ansteigend, zieht sich quer an der breit nach Südost abfallenden Berglehne der Gross-Schlagendorfer Spitze dahin. Je höher ich gemächlich schlendernd hinansteige, mit der Himelkönigin Schritt haltend, desto tiefer gleiten die Sonnenstrahlen von den vergoldeten Baumkronen abwärts: der volle Tag zieht auch ins Innere des Waldes ein. Schwankende Sonnenlichter gaukeln über den Boden hin, den Mikrokosmos der Moose, Flechten und namenloskleiner Pilze erhellend. Mit diesen theilen sich an mehr freien Stellen Erika und Preisselbeere gar friedlich in den Besitz des Grundes. Lieblich und wie in holder Scham röthen sich die Bäckchen der reifenden Preisselbeeren, die ihre kugelrunden Köpfchen zu kleinen Gruppen zusammenstecken, als ob sie mikrokosmische Liebesgeschichten in die winzigen Öhrchen einander flüsterten. Sie machen auch durchaus nicht den Eindruck geniessbarer Waldesfrüchte, eher scheinen sie nach Form- und Farbenbestimmtheit dem Mineralreich anzugehören. Verstärkt wird dieser Eindruck noch durch das diamantene Aufblitzen einzelner Thautropfen, die in grosser Zahl über den Boden hin ausgesäet sind. Indess die Mehrzahl derselben fällt in den Schatten und fristet — gleich ungeschliffenen Diamanten — ein gänzlich unbeachtetes Dasein. Auch von denen, die an sonnenbeschiienen Stellen liegen, hat nur hie und da Einer das Glück, vom einfallenden Sonnenstrahl so erfasst zu werden, dass sein farb- und glanzloses Nass sich in

einen feurigblitzenden und farbenprächtigen Edelstein verwandelt.

Aber nur zu bald verlässt der Weg die Region des älteren und höheren Waldes und führt uns fast wie ins Freie hinaus: so niedrig und schütter wird stellenweise der Waldbestand. Rechts, nicht all zu tief unten, dehnt sich die weite, leicht umflorte Ebene der Oberzips aus; weiss-schimmernde Kirchen und diese überragende Thürme winken von hier und dort, von nah und fern herüber. — Linker Hand schweift der Blick nicht ohne Austrengung an dem steilen, himmelhohen, graulich-grünen Abhang der Schlagendorfer Spitze empor (2453·1 m.) Neben dieser taucht rechts, dunkelblau vom lichtblauen Himmel sich abhebend, die Lomnitzer Spitze (2633·9 m.) auf, doch nimmt sie sich, wohl eine Meile weit von uns entfernt und nur in ihrer obern Partie, etwa bis an die Schultern herab sichtbar, neben der breit vor uns lagernden niedrigeren Schlagendorfer recht unbedeutend aus.

Das Auge kehrt indess aus der Weite und Höhe gar bald und gerne zur nächsten Umgebung zurück. Die jungen, bis an die Fussspitzen in frisches Grün gekleideten Fichten am Wege sind gleichfalls mit Thautropfen behangen und das Aufblitzen derselben wirkt noch zauberischer, als der spärliche Diamanten-Schmuck am Boden im Innern des Waldes. Denn in ungezählten Tausenden flirren und flimmern sie der ganzen Baumreihe entlang, so dass man meinen muss, es lägen am Boden nur solche Exemplare, die von den überfüllten Zweigen verstreut wurden. Und bei jedem Schritte blitzten näher und ferner neue Myriaden von Diamanten „reinsten Wassers“ auf: wie eine gefüllte Schatzkammer voll des herrlichsten Geschmeides ist der grüne Wald anzuschauen. Ihm gegenüber werden alle „Grünen Gewölbe“ der Welt zu armseligen Trödelbuden. Der Kohinoor, „der Berg von Licht“, um dessen Besitz so mancher Potentat die reiche Königin von England beneidete — diesem Juwelenschatz gegenüber dünkt er uns nicht der Erwähnung werth, und sein prahlerischer Name erregt uns hier nur ein mitleidiges Lächeln. Die Hohe Tátra im Morgen-Sonnenglanze, das ist der wahre Kohinoor, der „Berg voll funkelnder Pracht“.

In stummem Entzücken schreite ich fürbass und stumm, wie in Selbstbewunderung versunken, ist auch

die Welt um mich. Für das zarte, verwöhnte Völkchen der Mücken, Käfer, Heuschrecken und Schmetterlinge, das sich hier um die Mittagsstunde summsend und gaukelnd umhertreibt, ist die Morgenluft des Hochgebirges viel zu frisch und kräftig. — Doch horch! ein silberheller Pfiff! Eine Blaumeise (*Parus coerulea*) war es. Wahrscheinlich wurde sie erst durch das Geräusch meiner Schritte aus dem leisen Morgenschlummer geweckt. Das Innere einer breitästigen Fichte am Wege war ihr luftiges und duftiges Schlafgemach; der Rippe eines langen Fichtenastes entlang kommt sie eilfertig hervorgehüpft, bleibt inmitten des Astes stehen und sieht mich mit ihren neugierigen Auglein gar forschend an. In ihrem blauen Flügelkleide, mit dem koketten Federtoupet auf dem glatt-frisirten Köpfchen, macht sie ganz den Eindruck eines halbwüchsigen Fräuleins, das voll Neugier ans Fenster stürzt um zu erkunden, wer daran vorüber geht. — Nach einigen Momenten scheint sie sich über meinen ungefährlichen Charakter orientirt zu haben und lässt abermals einen Pfiff erschallen, aus dem weit mehr Selbstbewusstheit, als Argwohn oder Furcht herautönt. Auf einmal, wie ein urplötzlich erwachter Gedanke, erhebt sie sich leichtbeschwingt wie dieser und schiesst pfeilgeschwind an meinem Gesichte vorüber.

Bald ist das K ä m m c h e n erreicht, — eine sattelförmige Verflachung des schartigen Kammes, dessen Kante die schroffe rechtsseitige Wand des vereinten und grossen Kohlbachthales von dem breiten, südöstlichen Abhang der Schlagendorfer Spitze scheidet. (Höhe des K ä m m c h e n s 1258 M., Höhe der „Alpenfee“ 1018, Entfernung dieser von jenem $\frac{3}{4}$ Stunde im Gehschritt). Sobald wir den Sattel überschritten, tritt wie durch einen Zauber ein wahrhaft verblüffender Szenenwechsel im Landschaftsbilde ein. Von Schmecks bis an das K ä m m c h e n führt der Weg nämlich wie durch eine freie, offene Landschaft, blos die nahe Höhe der Schlagendorfer Spitze und die fernere der Lomnitzer Spitze erinnern daran, dass wir uns im Hochgebirge befinden. Beim Überschreiten des K ä m m c h e n s genügt eine Wendung nach Norden, und wir stehen mitten im Hochgebirge. Tief und breit thut sich zu unseren Füßen das vereinte Kohlbach-Thal auf; seine Thalsole ist mit tausend und abertausend Trümmern herabgestürzter Granitfelsen übersät, auf deren Rücken

indessen Bäume und Sträucher mit mehr oder minderm Glücke Fuss fassten. In der Entfernung von etwa 2000 Kilometer gabelt sich das Thal in die linksseitige „Grosse“, und in die rechtsseitige „Kleine Kohl bach“. Den Hintergrund bilden himmelanstrebende Wände und Spitzen.

Eine nicht minder unerwartete Ueberraschung erfährt das Ohr. Wie in einer tonlosen Welt schritten wir von Schmecks bis auf die Höhe des Kämmchens. Beim Erblicken des Kohl bach-Thales dringt ein Sausen und Brausen an uns heran, als näherten wir uns dem brandenden Meere. Und fast noch mehr als der plötzliche Eindruck auf das Auge, erregt der auf das Ohr unser Staunen, denn nirgends erblicken wir für letzteren eine genügende Ursache. Der leichte Morgenwind hat sich längst gelegt, und das Rauschen gleicht auch durchaus nicht dem unwirschen und zugleich doch melancholischen Sausen, das der Wind im Fichtenwalde erregt. Freilich gleicht es eigentlich auch nicht dem dumpfen, zornig-grollenden Tosen, das den Meereswogen entsteigt, vielmehr tönt es voll und ermutigend, als ob Hörnerschall seinen Grundton bildete. Wir meinen, es wären die sonst unhörbar schaffenden Naturkräfte allhier laut geworden. Wir glauben in der Nähe des Ortes zu stehen, wo der Erdgeist schafft

„ . . . am sausenden Webstuhl der Zeit,

Und wirket der Gottheit lebendiges Kleid!“

Und was die Sache noch eigenthümlicher erscheinen lässt: das Rauschen nimmt allgemach ab, und klingt jetzt wie in erdenweiter Ferne; dann aber schwillt es unmerklich wachsend an, bis es in ein nahes, gleichsam Alles überfluthendes Dröhnen übergeht, um dann wieder abzuschwellen, und sich allmählich zu verlaufen. Man erhält von der ganzen Erscheinung den Eindruck, als ob ein unsichtbarer Eisenbahnzug auf einer unsichtbaren eisernen Brücke vom fernen Osten nahte, über das weite Kohl bach-Thal dahinführe, an unserem Standort vorübersauste und in westlicher Ferne verschwände. — Bald kann das Ohr nicht mehr unterscheiden, aus welcher Himmelsrichtung der Schall an dasselbe herandränge: er verliert sich in den Boden hinein und geht in ein unterirdisches Säuseln über. Dies lockt den Blick abermals nach der Tiefe des Thales: und siehe da, in der Längengaxe erblicken wir ein abwärtsgerichtetes Hüpfen und Jagen eines grünlichweiss

schimmernden Wellenzuges, fast als ob scheu gewordene Schafe einen schmalen Fusssteg entlang dahinströmten.

Dies ist der vereinte Kohlbach: eigentlich kein Bach, sondern eine vielgliedrige, mehrere Kilometer lange Kette von Katarakten, deren vereintes Wirken nach dem wechselnden Luftzuge jenes räthselhafte Brausen erzeugt. — Ein Glied in dieser Kette ist auch der „Grosse Wasserfall“, zu dem wir jetzt ohne weiteren Aufenthalt, an der Rosa-Schutzhütte vorüber, vom Kämmchen ab, in einer kleinen halben Stunde hinabschlen- dern.

Die den Granit bekleidende Vegetation ringsum strotzt von Kraft und Fülle: man sieht es ihr an, dass ihre Wurzeln durch das kräftige Mark des Urgebirges, den verwitterten Feldspat, genährt, und ihre Blätter und Blüten durch den Thau des Himmels in unverfälschter Reinheit getränkt werden. Den guten Geschmack der Musterung und die bis in die kleinsten Einzelheiten sorgsame und stylvolle Ausführung anlangend, erscheint hier „das lebendige Kleid der Gottheit“ von einer Vollendung, die dem „wirkenden“ Erdgeiste alle Ehre macht. — Nun durchschreiten wir eine kleine Mulde, ersteigen mit wenigen Schritten einen kleinen Abhang, ein frischer Hauch und ein voller tönendes Brausen empfängt uns: wir sind zur Stelle.

2. Rechts vom Fusssteg, durch hochstämmige Krummholzstauden halb versteckt, bietet sich uns eine, wie auf einem Söller dastehende, Bank dar. Diese gewährt für den Gesamtausblick, welcher einerseits den Wasserfall mit allen seinen Haupt- und Nebenzweigen, anderseits die unmittelbare Umgebung sammt dem Hintergrund umfasst, den geeignetesten Stand- vielmehr Ruhepunkt. Ergreifen wir von demselben Besitz.

Der Gesamteindruck ist bestrickend. — Wir sind eine geraume Weile unvermögend, unsere Aufmerksamkeit auf einzelne Züge des unvergleichlichen Bildes zu konzentriren: Alles und Nichts sehen wir zu derselben Zeit. Wir sitzen anfangs da gleich dem armen Manne im Märchen, den eine gütige Fee in die überreiche Schatzkammer eines verzauberten Schlosses hingeleitet: es steht ihm frei, nach Wunsch und Wahl zuzulangen und von den unendlich aufgestapelten Schätzen, soviel er vermag, sich anzueignen; aber das

Uebermaass des Reichthums hat seinen Willen und seine Glieder gelähmt.

Ein Rundblick über die hochgethürmten Zinnen des Hintergrundes entreisst uns endlich der Gewalt des allgemeinen Eindrucks. — Ueber die Wipfel der nächsten Bäume winken eine Menge herrlichster Berggipfel zu uns herüber. Wenden wir unsere Blicke zuerst nach links.

Der lichtblaue Morgenhimmel bildet hier einen fast zu freundlichen Untergrund für die unglaublich-kühnen und schroffen Gebilde, welche die steil abfallende Wand der Schlagendorfer Spitze bekrönen. — Mehr in Uebereinstimmung mit der Sanftheit des Himmels befindet sich die Gruppe des Mittelgrates (2440.1 M.) Denn obwohl diese selber zu den wildesten und genialsten Gebilden der wild und genial angelegten Hohen Tátra gehört, so hat sie doch von dem Grossen Wasserfall aus gesehen etwas Gewinnend-Anheimelndes. Der Zug ihres Kammes fällt nämlich in die Axe des vereinigten Kohlbach-Thales, und da unser Standpunkt in derselben Axe liegt, so zeigt sich uns nur die schmale, aber um so reicher gegliederte Vorderfront. Das Anheimelnde im Bilde des Mittelgrates rührt wohl zumeist daher, dass die zwei von hier als die höchsten erscheinenden Gipfel sich wie eine Mutter mit ihrem Kinde auf dem Arme darstellen; die ganze Gruppe erinnert von ferne an die „Sixtinische Madonna“ von Raphael. — Rechts von uns erscheint in nächster Nähe das Wüste Feld, eine schroffe Berglehne, aber trotz der Kühnheit ihres Neigungswinkels etwas zu prosaischer Natur. Ueber die Leere des „Wüsten Feldes“ hinweg, scheinbar meilenweit entfernt, ragen die Mauerkronen der Lomnitzer Spitze; nur die oberste Partie des Kegels ist von hier aus sichtbar. Links von der Gruppe der Lomnitzer Spitze, zwischen dieser und dem Mittelgrat, hebt sich rücksichtslos aufwärtsstrebend die Eisthaler (2629.2 M.) empor, gleichsam als wollte sie ihrer Rivalin, der Lomnitzer Spitze, den Vorrang abgewinnen. — Alle die höchsten Gipfel aber und die östlich abhängenden Wände sind von der Morgensonne matt erhellt; wie der Widerschein eines mildfreundlichen Lächelns spielt der Sonnenschein um die erhabenen Gebilde. Zwar gesellt sich ihrer verwegenen Schroffheit auch noch die scheinbar absolute Nacktheit der Felsen: aber die milde Verklä-

zung durch die Morgensonne benimmt ihnen alles Abstossende, und die üppige Baumvegetation, die uns umgiebt, trägt ihrerseits nicht unbedeutend dazu bei, die Lieblichkeit des Anblickes zu erhöhen.

Alles, was die Hohe Tátra an Bäumen aufzuweisen hat, drängt ringsher in hellen Haufen herbei, um den Wasserfall und seine Umgebung zu verschönern. Ganz abweichend von der sonstigen Art des Vorkommens, nach welcher die gleichartigen Pflanzengebilde im Hochgebirge in geschlossenen Reihen auftreten, gleichsam um mit vereinten Kräften sich gegen die häufigen und heftigen Angriffe von Wind und Wetter zu vertheidigen, — umgiebt den Wasserfall ein buntes Durcheinander der Kinder Floras, als wären sie hier nach allen ihren Klassen und Rangstufen zu einem heiteren Volksfeste versammelt. Natürlich haben sie zu solchem Feste ihre besten Kleider angethan und sich nach Geschmack und Vermögen aufgeputzt. Wie das nun einmal im Reiche der „blühenden“ Göttin allgemeiner Geschmack geworden, ist grün die vorherrschende Farbe, aber in allen ihren Schattirungen.

Ein Hauptkontigent liefert die Krummholzstaude (*Pinus Mughus*). Prachtvoll entwickelte Exemplare stehen ringsher, unter ihnen einzelne Stämmchen mannhoch und kerzengrade, gleichsam gegen ihren eignen Namen protestirend. Die Nadeln an den wuchtigen Zweigen sind lang und gedrängt, Wasserstaub bedeckt sie über und über: in diesem verdichten sich die schrägeinfallenden Sonnenstrahlen zu einer Gloriele, welche silberhell um das saftigrüne Laub spielt. — Höher hinan streben die gleichfalls zahlreichen Fichten (*Pinus excelsa*). Zwar bleiben diese hier tief, tief unter ihrer normalen Höhe zurück: dafür aber ist ihr Laub um so dichter, und ersetzen sie andererseits auch durch Zierlichkeit und Regelmässigkeit des Baues, was ihnen an Höhe und Mächtigkeit abgeht. — In voller Entfaltung tritt die Zirbelkiefer (*Pinus Cembra*) auf, das edelste Glied aus dem Geschlechte der auf der Tátra vorkommenden Nadelhölzer. In vornehmer Vereinzeltheit steht sie da, das Laub perlgrau mit einem Stich ins Grüne, die Gestalt nicht hölzern und schablonmässig, wie bei dem gemeinen Mann unter den Nadelhölzern, der Fichte, sondern mehr individuelle Neigungen, mehr Streben nach Selbstständigkeit verrathend. — Zuthunlicher giebt sich die Lärche (*Pinus*

Larix) die vielfältig verästeten Zweige mit den schmucken Nadelbüscheln von entschiedener Färbung verleihen ihr für die ernstere Umgebung etwas fast zu Lebhaftes, wie es ihr anderwärts nur im „wunderschönen Monat Mai“ eignet, ohne dass sie indessen ihre ernste Art verleugnet. Freilich trägt dazu auch die geringe Höhe bei, bis zu welcher es ihr allhier gegönnt ist, sich zu entwickeln; denn ihre eigentliche Heimat ist tief unten in der Waldgegend der mittleren Zips. — Auch das Aschenbrödel der Nadelhölzer, die Wachholder-Staude (*Juniperus communis*), hat sich an wenig bemerkbaren Stellen eingepflanzt; bescheiden kauert sie in ihrem aschgrauen Kleidchen zu den Füßen ihrer höherstrebenden Tanten, genügsam mit den spärlichen Sonnenstrahlen spielend, welche ihr jene zukommen lassen.

Sogar auch das Laubholz hat seine Vertreter hierhergesandt. Der heiterste und lebenslustigste aller Laubbäume, die weiss-schimmernde Birke (*Betula alba*) mit ihren hellgrünen, unruhigen Blättern ist es vor Allen, welche die Wallfahrt bis hierher nicht scheute und zur Zierde und Belebung der ersten Umgebung gar wesentlich beiträgt. — Fremdartig durch die Form der Blätter und die hellroth-schimmernden Beeren nimmt sich die Eberesche (*Sorbus aucuparia*) aus, die indessen hier ganz urkräftig gedeiht: dahingegen die Schlesische Weide (*Salix silesiaca*) an Wassers Rand so recht den Charakter des schmucklosen, granitnen Hochgebirges an sich trägt.

3. Im Mittelpunkte all dieser todtten und lebenden Herrlichkeit, gleichsam das punctum saliens des ganzen Gebirges, strömt und tost nun der Wasserfall selber. — Eine Granitbank lagert quer über das Thal, über deren etwa 10 Meter hohe senkrechte Vorderwand stürzt der vereinigte Kohlbach sein Wasser zur Tiefe hinab (Fuss desselben ca. 1200 M. hoch). Er ist demnach ein wirklicher und wahrhaftiger Fall, wenn zu den Merkmalen eines solchen die entsprechende Bildung im Urgestein, im festen Untergrund des Gebirges zählt. Denn eine grosse Zahl der Fälle und Kaskaden in den getrennten und vereinigten Kohlbächen entsteht infolge von Felsblöcken, die von den Höhen herabgestürzt sich dem Wasser in den Weg stemmen und es zwingen, über dieselben hinwegzusetzen. — Bemerkenswerth ist es hiebei, dass der Urgranit in der

Grossen Kohlbach stellenweise auch sonst eine scharfkantige Treppenbildung zeigt; dies rührt daher, weil die Gruppe der Lomnitzer- und Schlagendorfer Spitze nicht durchweg aus eigentlichem Granit besteht, sondern zum grossen Theil aus Gneiss-Granit. Während nämlich im eigentlichen oder typischen Granit Quarz, Glimmer und Feldspat regellos mit einander verbunden erscheinen, lassen manche Granite der genannten Gruppen eine parallele Lagerung der Glimmerblättchen erkennen. Die Folge davon ist eine parallele Schichtung des Urgranites selber; doch sind die Schichtungsflächen nicht wagerecht, sondern haben eine Neigung gegen Norden. Diesem also geneigten Gneiss-Granit ist auch die schiefe Stellung des Kegels zuzuschreiben, der gewöhnlich unter der Bezeichnung „Lomnitzer Spitze“ verstanden wird; ihm entspringen auch all die „unmöglichen“ Bildungen von überhängenden Zacken, Riffen und Hörnern, welche den Kamm des Mittelgrates und der Schlagendorfer Spitze charakterisiren. Eine weitere Folge der Schichtung des Gneiss-Granites sind auch die treppenartigen Aufstiege in den genannten Gruppen, welche allein ein Erklimmen der Lomnitzer Spitze ermöglichen und am reinsten im s. g. „Treppchen“, dem Aufstieg an der Seewand des Kleinen Kohlbachthales, entwickelt erscheinen. Dieselbe Treppenbildung lässt sich auch noch jenseits der Schlagendorfer Spitze im Felker Thale erkennen, namentlich an der Seewand, über die der Weg am unteren Saume der Granatwand entlang vom Felker See nach dem Blumengarten hinaufführt. — Der Gneiss-Granit selber aber ist eine Umbildung des typischen Granites, die Folge eines Einflusses, den Wasser und Luft eine unabsehbare Reihe von Jahrtausenden hindurch auf die körnig-knorrige Natur des Urgesteines üben. Ja, auch der Granit, den wir als gänzlich unempfindlich und unempfindlich für alle milderer Einflüsse zu betrachten gewohnt sind, auch er unterliegt dem allgemeinen Gesetze der Umgestaltung, der Weiterbildung, des Fortschrittes. Hat sich aber eine regelrechte Schichtung im Innern des Gesteines einmal vollzogen, so ist vorkommenden Falles die selbstverständliche Folge davon der Bruch im rechten Winkel.

Freilich ist es unmöglich anzugeben, wodurch der Bruch selber in diesem oder jenem Falle veranlasst wurde. Es kann dies durch äusserliche Gewalt

erfolgen, indem etwa ein aus der Höhe herabstürzender Block auf die zu Tag stehende Fläche des Gneiss-Granites aufschlägt und dadurch die oberste Schichte in einer gewissen Breite absprengt, wodurch dann eine Stufe entsteht. — Indessen ist auch das zwischen die Schichtungsflächen eindringende Wasser gleichfalls im Stande, zu Eis erstarrend, dasselbe Resultat zu erzielen.

Bei dem Grossen Wasserfall scheint nur dies Eine fest zu stehen, dass die 10 Meter hohe, gänzlich senkrechte Wand desselben mit Einem Male sich weder nach dem einen, noch nach dem andern Vorgange gebildet haben kann. Nach und nach muss diese Riesenstufe entstanden sein: sie muss aufgefasst werden als aus einer Flucht von Stufen, als aus einer ganzen Treppe hervorgegangen. — Höher oben im Grossen Kohlbach-Thale, eine kleine Wegstunde vom Grossen Wasserfall entfernt, ist der s. g. Treppen-Wasserfall, der sich wohl über ein Dutzend von Stufen ergiesst. Die unterste dieser Stufen wird im Laufe der Zeiten und der Wasser höchst wahrscheinlich zuerst abgesprengt werden und sich so mit der nächst höheren zu einer doppelthohen vereinigen. Denken wir uns diesen Vorgang mehrfach wiederholt, so schliesst derselbe mit der Entwicklung des Treppen-Wasserfalles zu einem einfachen treppenlosen Falle von gleicher Höhe ab.

Eine ähnliche Bildungsgeschichte, wie wir dem Treppen-Wasserfall für die Folgezeit prophezeihen, wird der Grosse Wasserfall in der Vergangenheit gehabt haben. Es deuten darauf die parallelen Schichten in der Wand des Wasserfalles einerseits, sowie andererseits die Art und Lagerung des Urgesteins in der und um die Mulde, in welche hinein der Wasserfall seine Fluten ergiesst. Wohl liegen nämlich in dieser Mulde auch einzelne regellos umhergestreute Blöcke, doch gehören diese der Beschaffenheit und Anordnung ihrer Bestandtheile nach nicht zu dem Gestein, das um den Wasserfall lagert. Es sind dies heimatlose, auf der Wanderschaft begriffene Schüblinge, die aus der Kleinen oder Grossen Kohlbach hieher befördert wurden und hier liegen geblieben.

Zwar haben sich die Umfänglichsten unter ihnen gleichsam häuslich niedergelassen, und nach den grünlich-graue Flechten zu urtheilen, die ihre Oberfläche malerisch

überdecken, gleichsam patiniren, mögen sie es sich hier schon manches Jahr haben wohlsein lassen: aber wie lange sie auch hier schon hausen oder noch hausen mögen, ihr Vorhandensein an dieser Stätte ist kein Beweis gegen unsere Ansicht über die Entstehung des Wasserfalles. Denn alle liegen obendrein lose da, mit dem lagerfesten Gestein des Untergrundes unverbunden, auch sind alle ihre Kanten, Ecken und Flächen ringsum abgeschliffen, eine „Bildung“, die nur als das Ergebniss längerer Wanderschaft aufgefasst werden kann.

Auch die Kante der Querstufe, welche den Wasserfall hervorruft, ist nicht tadellos rechtwinklig, wie sie es wohl dereinst gewesen, sondern an allen jenen Stellen, über welche das Wasser bei gewöhnlichem Stande seinen Weg nimmt, hat es alle Unebenheiten weggewaschen, die Kanten abgerundet, sogar sein Bett in den kompakten Granit hineinvertenkt. — Auch dieses flüchtige, innerlich haltlose, jedem Druck nachgebende Element also, das stets bereit ist, sich zu fügen und die Form jedes beliebigen Gefässes anzunehmen — auch das Wasser lässt seine Spuren sogar in Granite zurück. Wohl bequemt es sich im gegebenen Augenblicke der Form seines Bettes an, aber auf die Dauer gestaltet es sich dasselbe stets so, wie es ihm bequemer und seinen weichlichen Gliedern angemessener dünkt. Dem ausdauernden Schmeichler gleich, umwirbt und umkost es die störrige Charakterfestigkeit des Granits und siehe da! es erreicht schliesslich immer, wie jener, das Ziel seiner Bestrebungen.

4. Das Flussbett oberhalb des Wasserfalles ist ziemlich stark geneigt und mit grösseren oder kleineren, schön gerundeten und weiss-schimmernden Granitblöcken besät. Infolge davon entsteht schon oberhalb des Wasserfalles eine lebhafte Stromschnelle, die sich als ein System von hochaufspringenden Schaumwogen darstellt. Von unserem Standpunkte aus erblicken wir nur die Kämme der jählings herbeieilenden Wellen, als wären es die flatternden Mähnen weisser, uns entgegenstürmender Rosse. Die ganze Stromschnelle ist gleichsam der Anlauf der Wasser zum halbsprecherischen Sprung in die Tiefe. Mit wahrhaft wollüstiger Todesverachtung treiben sie dem Rande des Abgrundes zu und ohne alles Zaudern und Zagen werfen sie sich hinab. Hat der Bach beim Ansätze zum Sprunge-

noch einige Konsistenz, noch einige zusammenhängende Leiblichkeit, so verliert sich diese im Absturze mehr und mehr. Der ganze Inhalt des Baches löst sich in Myriaden schneeweisser Perlen auf. Der Wasserschwall wird zum Perlenfall. Dieser setzt sich aus lauter parabolisch geschwungenen Perlenstreifen zusammen und nur der feuchte Perlmutterglanz in den kompakteren oberen Partien deutet auf den Stoff hin, aus welchem die Perlen gebildet sind.

Unten am Fusse des Abgrundes angekommen, prallen alle die Wasseratome wie durch hochgespannte Federkraft emporgeschnell vom Granitfelsen ab und streben nach der Höhe zurück, aus der sie eben herabgestürzt. Hierbei treffen sie auf die eben abwärts stürmenden Nachzügler, und es entspinnt sich zwischen diesen und jenen ein hartnäckiger Kampf, der unaufhaltsam auf und nieder, hin und her wogt. — In der Hitze des Kampfes wird ein Theil der Perlen zu feinstem Wasserstaub zermalmt und dieser steigt wie ein leichter Rauch aus dem blendend-weissen Gewirre der lichterloh flackernden Fluten empor. — Auf diese Wasserstaub-Wolke, die planlos hieher und dahinzieht, fallen nun schräg die Sonnenstrahlen, und aus der Vermählung von Licht und Wasser geht ein gleicherweise hin und herschwankender Regenbogen hervor, der bald farbendeutlicher, bald verschwommener über dem brausenden Wasser schwebt, bald sich auch zu einem metallisch-hellen Schimmer im graulichen Wasserstaub verflüchtigt. Wie ein Zeichen des Friedens und der Versöhnung schweben die himmlisch-heiteren Lichtgebilde über den kämpfenden Fluten, wie ein Abglanz der tröstlichen Verheissung, dass aller Streit und Hader in Eintracht und Harmonie sich auflösen müsse. — Jetzt verdrängt ein Windhauch die liebliche Erscheinung: einen Augenblick lang sehen wir im Wasserfall ein ödes Abbild end- und grundlosen Haders; doch schon tauchen die verwehten Farben und Lichter in erneuter Pracht aus der Tiefe empor und weben von Neuem ihren poetischen Zauber um die Kampfgier des fallenden Wassers und die Prosa der nackten Felsenwand.

Um so wohlthuender wirkt dies Spiel, als ein grosser Theil der Felsenwand, die ganze breite Mitte derselben, durch die Fluten nicht verhüllt wird. Nur etwa das rechtsseitige Drittheil der ganzen Wand wird

bei anhaltend trockener Witterung überströmt. Bloss wenn der den Winter über massenhaft sich sammelnde Schnee im warmen Hauche des Frühlings schmilzt, oder wenn anhaltende Regengüsse den Bach aussergewöhnlich schwellen, ist der Wasserfall von imponirender Mächtigkeit. Nur ist er in den Tagen seiner Grösse unfreundlich, ja unheimlich. Zorniger Unmuth schwellt in solchen Fällen das getrübe Element, indess die reinen Wogen jetzt von überschäumendem Jugendmuth zum Sturze und Kampfe getrieben werden, und der Kampf selber als eine nach Bethätigung strebende Kraftübung erscheint. — Ja der dünne, linksseitige Nebenweig des Wasserfalles, der wie aus dem Grün des Waldes hervordringt, treibt geradezu Scherz und Kurzweil mit Luft und Licht, Blumen und Baumzweigen. Ein vorbeihuschendes Lüftchen erfasst ihn eben: es dreht, kräuselt und verwirrt seine aschblonden Strähne, als ob es in aufgelöstem Seidenhaare wühlte. Bei diesen Gelegenheiten entzünden sich einzelne fallende Tropfen am Sonnenstrahl zu rubinroth aufleuchtenden Funken, die aber im Gedränge der fallenden Flut erlöschen, noch ehe sie am Granite zerschellen. An anderen Stellen brechen schiefgerichtete Nebenstrahlen aus dem Innern des Hauptstrahles hervor und suchen dieser einen grünen Baumzweig, jener eine tiefblaue Gentiane zu erhaschen. Gelingt dies, so nicken Zweig und Blume, von Thau triefend, wie im schelmischen Einverständniss dem Wasser zu. Ein anderesmal jedoch weichen sie geschickt gerade in dem Momente aus, wo ihnen ein neues Sturzbad zudedacht war. — —

Steigen wir von der Höhe unseres Standpunktes in die Mulde selber hinab. Während des Hinabsteigens versinkt der ganze alpine Hintergrund: wir sind allein mit dem Wasserfall und seinen treuen Hütern, den grünen Waldbäumen. Bloss ein Stück blauen Himmels über der Mulde erinnert uns an die weite Welt da draussen, doch ohne dass wir sie vermissen.

Das Brausen und Branden der Flut, das kräftig genug auch auf unserem früheren Standpunkte uns umwogte, steigert sich hier unten zu einem Alles bewältigenden, dröhnenden Tosen. Aus der granitenen Wand, die uns umgiebt, ja aus dem felsigen Boden selber, worauf wir stehen, dringen Töne hervor; sogar die Bäume ringsher scheinen mitzurauschen, obwohl sie sich in

der That kaum regen und wie mit verhaltenem Athem der schmetternden Musik des Wasserfalles lauschen. Ja sogar der blaue Himmel über uns scheint zu dröhnen. — Trotzdem das Tosen uns so von allen Seiten umströmt, merken wir dennoch, seine Hauptquelle sei am Fusse des Wasserfalles, auf dem Kampfplatz der Fluten zu suchen; es dünkt uns das Kampfgeschrei des aufrührerischen Elementes zu sein. Wir treten an den Rand des Kampfplatzes hin, und der Tonschwall wird so gewaltig, dass er uns fasst den Athem ver setzt.

Zugleich überschüttet uns ein feiner, prickelnder Sprühregen: unmittelbar vor unseren Augen bildet und erhebt sich jetzt die leichte Wasserstaub-Wolke, deren Inhalt sich jedoch in der Mulde selber und ihrer nächsten Umgebung entladet. — Und wie stellt sich das Gewirre und Gewoge der zornentbrannten Fluten erst hier am Fusse des Wasserfalles dar! Nichts anderem lässt es sich vergleichen, als dem wimmelnden Gezügel der neben und durcheinander spielenden Flammen und Flämmchen, die einen Haufen vielästigen dürrn Reisisgs durchrasen.

Allerdings zerschlagen und zerschmettert langen die Fluten in der Mulde an: aber nicht zu gestallosen Scherben und Splittern sind sie zerschellt. Jeder Bruchtheil, selbst das körperlose Sonnenstäubchen, stellt sich als ungetheiltes Ganze, als in sich abgeschlossene kleine Weltkugel, als die räumliche Vollkommenheit auf das möglichst kleine Maass reduziert dar.

Und dennoch! All diese kleinen Welten, die im Sonnenschein wie leuchtende Meteoriten erglänzen und jedes nach seiner Art Himmel und Erde wiederstrahlen, alle entsagen sie bereitwilligst ihrer Besonderheit, ihrer speziellen Herrlichkeit, sowie sie sich nach erfolgtem Sturz und Rückprall am Fusse des Wasserfalles wiedertreffen. Der farbenspielende Tropfen, das silberhell glitzernde Sonnenstäubchen, die bläulich-weiße Perle, sie alle verlieren sich in der unterschiedslosen Gleichförmigkeit des farblosen Wasser. Vergessen ist hier aller Kampf: gezähmt und besänftigt vereinigen sich die eben erst Getrennten zu einem lückenlos zusammenhängenden Ganzen, und streben aus dem Handgemenge der Weiterkämpfenden heraus, durch diese nicht weiter beirrt, in schönstem Verein abwärts; gleichen Sinnes wandern sie gleichem Ziele zu: nun ein

liebliches Bild der vollendetsten Eintracht, der einträchtigsten Gemeinschaft.

Und wie rein, wie himmlisch-rein ist das beruhigte Element in dem grünlichweissem Becken, wovon sich ein Theil unweit des Falles ergiesst! Das kleinste Körnchen Sandes am Boden des Beckens ist nach Gestalt und Farbe mit der grössten Deutlichkeit zu erkennen. Bis zur Verleugnung seiner Gegenwart, ja seines Daseins überhaupt treibt das Wasser die Reinheit! Bloss an den feuchten Rändern, welche den Wasserspiegel umsäumen, und an dem zauberischen Gaukelspiel von Licht und Schatten, die wechselweise über die unmerklichen Erhöhungen und Vertiefungen der Oberfläche hin und herschwanken, lässt es sich abmerken, dass die unsichtbare Materie zu unseren Füssen wirkliches und wahrhaftiges Wasser sei.

Auch weiter hinab in der Mulde bilden sich neben dem Hauptstrom des Wassers flachere Becken und tiefere, grün angehauchte Tümpel, zwischen denen sich grössere und kleinere, oberirdische und unterirdische Kanäle hinschlängeln. In diesen Kanälen bewegt sich das Wasser gemächlicher weiter; dagegen im Hauptstrom strebt es mit grösster Lebhaftigkeit vorwärts. Hier dringt es mit Wucht auf einen Block ein, wie unmuthig über den Widerstand sich aufbäumend; dort setzt es über eine niedrigere Stufe hinweg, breite, von Luftperlen durchzogene Sturzwellen bildend. Aehnlich, nur ruhiger, geht es auch in den Nebenkanälen zu, und auf diese Weise entstehen in grosser Zahl in kleinerem Style gehaltene Wiederholungen des Hauptfalles, die wohl jenem gegenüber nicht zur Geltung gelangen, von denen aber jeder einzelne einer besonderen Beachtung und Betrachtung würdig wäre. — Unter den kleineren Fällen im Hauptstrom ist einer von unvergleichlicher Pracht und Zierlichkeit. Er bildet sich am engsten Punkte des Hauptstromes. Eine, etwa eine Meter breite, wagrechte Granittafel am Boden des Flussbettes hat die Gestalt eines freischwebenden Spatens mit gezackten Rändern. Von dieser ergiesst sich das Wasser rechts- und linksseitig in leichtgeschwungenem Bogen in eine Tiefe von etwa einem Meter, wobei sich unter dem Falle ein hohler Raum bildet. Zu beiden Seiten des Falles wirft das Wasser kunstvolle Falten, die nach Erhöhung und Vertiefung regelmässig ab-

wechseln. Infolge aller dieser Umstände erscheint dieser Fall nicht wie aus Wasser, sondern aus durchsichtig-flüssigem Silber gebildet. In den Vertiefungen der Falten ist der Silberschimmer intensiver, die Erhöhungen zeigen eine merklich dunklere Färbung und sind auch von matterem Glanze; den untern Saum aber zieren schneeweisse, sich vielfach ineinander schlingende Perlenarabesken.

Von hier ab eilt das Wasser auf abschüssiger Bahn wie durch einen sich verengenden Hohlweg weiter. Bei der Höhe der Ufer und der Krümmung des Flussbettes fallen nur einzelne, grüngoldige Schlaglichter in die schattige Tiefe. — Am rechten Ufer, von grünen Zweigen überdacht, steht im kühlen Schatten eine einsame Bank: von hier aus überblickt man den Hauptfall selber, wenn auch nicht in der ganzen Höhe, und zugleich all die andern, erwähnten und verschwiegenen Herrlichkeiten der Mulde.

Ja voll von Herrlichkeit ist der Wasserfall und seine ganze Umgebung. Jedes Blatt, jede Blüte, jede Frucht, unter seinem direkten Einflusse gedeihend, ist in tadelloser Vollkommenheit entwickelt. Obgleich die schönere Hälfte des Sommers vorüber, prangen doch hier alle organischen Gebilde in frühlingshafter Frische, in jugendlicher Kraftfülle. Und wem verdanken sie ihre unverwelkbar scheinende Schönheit? Dem feinen Wasserstaube, der den kämpfenden Fluten des Wasserfalles entsteigt und der Vegetation ringsher unaufhörlich die Wohlthat des erquickenden Thauens spendet. O das natursinnige Volk der Griechen hatte recht, Aphroditen, das Urbild der Schönheit, dem Wasser entsprungen sein zu lassen. Und recht hatte auch der tief sinnige Dichter Pindar zu singen:

„Das Beste ist aber das Wasser“.

Denn ihm entspringt ja das Beste, was wir kennen und haben: jugendliche Kraftfülle, blühende Frische und Schönheit.

Auch das gewaltigste Element ist das Wasser. Denn wer hat dieses tief in den Granit eingegrabene Flussbett gebildet? Wer hat das gewaltige Kohlbach-Thal ausgehöhlt? Wer hat der ganzen Hohen Tatra Form und Gestalt gegeben? Ein oberflächlicher Sinn glaubt all diese Bildungen gewaltsamen Revolutionen, im Erdinnern wüthenden Feuergeistern zuschreiben zu müssen: in der That aber sind sie Werke des

Wassers. Als ungeschlachter, vierschrötiger Koloss ohne Einschnitte, ohne Gliederung giengen die Zentral-Karpathen dereinst aus dem flüssigen Erdinnern hervor. — Da kam das Wasser herbei, drang leise, leise in die winzigen Sprünge und Risse an der Oberfläche des Granits und durchtränkte — den Sauerstoff und Kohlenstoff der Luft sich beigesellend — das Calcium des Feldspates, welches dadurch löslich werdend seinen altbewährten Bundesgenossen die Freundschaft kündigte und sich dem Wasser anschliessend mit diesem zugleich als kohlen-saures Calcium entwich. Dadurch entstanden Lücken in der Oberfläche, die dem Wasser bequemere Angriffspunkte für fernere Thätigkeit boten. — Es drang aber auch in die Risse und Spalten, um darinnen zu Eis zu erstarren und mit unwiderstehlicher Elementarkraft einzelne Stücke von der Oberfläche abzusprengen. Nun kommt es in Massen an, stromweise aus den Wolken sich ergießend; sammelt und staut sich in den selbstangelegten Unebenheiten, benützt die geringste Neigung der Oberfläche, um abwärts fließend, die losgetrennten Stücke weiter zu spülen, neue loszulösen und mit sich hinabzureissen: es bereitet sich eine Rinne. Die Rinne wird zum Graben, der Graben zum Flussbett, dieses zum hohlwegartigen Einschnitt, der Einschnitt zum Thal. Die Ränder des Thales zacken sich aus, es bilden sich Querthäler, Flussgebiete. Zwischen diesen liegen breite Wasserscheiden, die sich jedoch zwischen je zwei Parallel-Thälern nach und nach zu Graten verschmälern. — Das Wasser schafft weiter und weiter: die Grate zerklüften sich, zwischen den Zerklüftungen steigen Kuppen und Spitzen empor. Es reihen sich Spitze an Spitze, Kuppe an Kuppe: das ganze Gebiet der Zentral-Karpathen bedeckt ein lückenloser Urwald von Bergespitzen. Doch das Wasser legt unverdrossen seine glitzernde Axt an die Wurzeln all der himmelanstrebenden Baumriesen und fällt sie einen um den andern. Die granitene Spähne bedecken haushoch, die Trümmer der Gestürzten thurmeshoch seine Arbeitsstätte. Die Zahl der Aufrechtstehenden wird immer kleiner und kleiner. — Nur noch wenige ihrer sind heute übrig: die letzten Glieder eines uralten, hochehrwürdigen, jedoch dem Untergang geweihten Geschlechtes. In sprachlosem Erstarrten stehen sie da und sehen auf die grauenhafte Zer-

störung zu ihren Füßen: das Gefühl der Vereinsamung, der Vergänglichkeit aller irdischen Grösse beschleicht sie, und bange Todesahnung im steinernen Busen sehen sie zagend der Zeit entgegen, da auch sie ihr stolzes Haupt vor der Macht des Wassers werden beugen müssen.

Aber auch das wohlthätigste Element ist das Wasser. Es zerstört nicht nur, es baut auch auf; ja es zerstört nur, um Stoff und Gelegenheit zum Aufbau zu schaffen. Unfruchtbar, unwirthlich war der plumpe Felsenklotz, aus dem das Wasser die Hohe Tátra herausgearbeitet. Diese selber aber, der Leichenacker so vieler Bergriesen, ist zugleich die lebenspendende Heimatstätte einer blühenden Pflanzen- und Thierwelt geworden. Denn das kohlen-saure Calcium, des Natrium und Kalium, welches durch das Wasser aus dem Feldspate des Granites ausgeschieden wird, und wodurch dieser in Trümmer fällt, es bildet die „nährende“ Erde: es ist die unum-gängliche Voraussetzung der Pflanzen- und Thierwelt. Hat das Wasser diese Voraussetzung geschaffen, so trägt es — im Kleinen ebenso dienstfertig und hilfreich, wie im Grossen — auch weiterhin unausgesetzt dazu bei, dass die vom allgemeinen Sämann, dem Winde, ausgestreuten Sporen und Samen quellen, keimen, Wurzel schlagen, dass sie zu fröhlichem Gedeihen sich Nahrung aus dem Boden saugen, dass sie blühen und Früchte tragen können. Wenn aber ihre Zeit um ist, so ist es wiederum das Wasser, unter dessen Einfluss sie dem Boden wiedergeben, was sie von ihm genommen, um so seine Tragfähigkeit, seinen Nährwerth den neuerstehenden Generationen ungeschwächt und unvermindert zu überliefern.

Den Ueberschuss der pflanzennährenden Bestandtheile aber ergreift wiederum das Wasser und führt ihn von den Höhen hinab, nach den Thälern, wo die Menschenkinder wohnen: hier bildet es ihnen die Ackerkrume, diese Urbedingung aller menschenwürdigen Existenz.

Und nie ermüdet und nie erschläfft das Wasser in seinem auf des allgemeine Wohlergehen gerichteten Streben. Den gemeinsten, den unreinsten Verrichtungen unterzieht es sich willig im Haushalt der Menschen sowie der Natur. — Es handelt streng nach dem demokratischen Grundsatz: „Jede Arbeit

adelt!“ Doch auch aus den unsaubersten Verbindungen, die es im Interesse der Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt geschlossen, geht es wieder rein und makellos hervor: ein Phönix, der sich selbst opfert und aus eigener Kraft verjüngt, doch nur um sich vom Neuen opfern zu können. Denn sowie es den Erdschmutz nach gothaner Arbeit von sich abgelegt, steigt es unverweilt himmelwärts, um nach einem andern Orte zu wandern, wo neue Aufgaben seiner harren. Ja sogar den Banden der eisigen Erstarrung entweicht es, um seinem edlen Triebe folgen zu können!

Doch wie hoch es sich auch erhebe, und wie wohl das himmlisch-reine sich auch im himmlisch-reinen Aether befinde; es kehrt immer wieder zu seiner geliebten Erde zurück, um auf derselben neues Leben zu schaffen, das anorganische Treiben der Elemente zu organisiren, zu vergeistigen. — Nicht vergebens mahnte uns das Rauschen am Kämmchen droben an den sausenden Webstuhl der Zeit! Das Wasser sitzt an diesem Webestuhle bei der Arbeit. Der Erdgeist, der dem wissensdurstigen Faust nach inbrünstiger Beschwörung erscheint — dieser Erdgeist ist das Wasser. Denn des letzteren Züge sind es, die uns aus der Selbstschilderung des Erdgeistes unverkennbar entgegenblicken:

„In Lebensfluthen, im Thatensturm
 Wall ich auf und ab,
 Webe hin und her!
 Geburt und Grab,
 Ein ewiges Meer,
 Ein wechselnd Weben,
 Ein glühend Leben,

So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
 Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid!“
